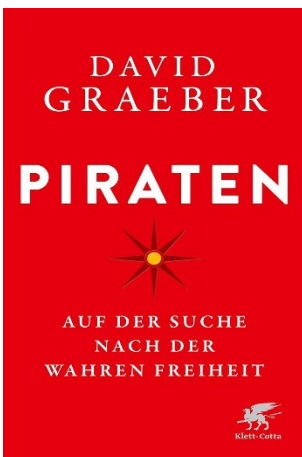




⇒ Oliver Eberl

Der Piraten-Professor im Land der Aufklärung. Zu David Graebers *Piraten* und *Einen Westen hat es nie gegeben*



Piraten sind kein Thema der Politischen Theorie und schon gar nicht der Demokratietheorie, könnte man meinen. Sie sind der Schrecken der Meere oder die Geißel der Menschheit, sie sind der »Feind aller«. Und doch werden ihre Geschichten romantisch verklärt, von Hollywood verarbeitet, von Kindern verschlungen. Für David Graeber sind Piraten aber noch etwas weit Wichtigeres als eine Projektionsfläche unserer Abenteuerlust: Sie sind eine Gruppe, die Freiheit und Demokratie verwirklicht und damit andere inspiriert. Sie verkörpern ein Demokratie-Experiment, eine Praxis der Freiheit, die wie viele andere indigene oder proletarische Bewegungen versuchen, Unterdrückung zu entfliehen und Freiheit zu verwirklichen. Demokratie ist eine Praxis, die darauf zielt, Herrschaft zu minimieren. Und dafür gibt es in der Geschichte der Menschheit viele verschiedene Beispiele. Eines davon sind die besagten Piraten.¹

Piraten, oder noch zugespitzter in seinem englischen Titel *Pirate Enlightenment*, war die letzte große Veröffentlichung von David Graeber vor seinem Tod im Jahre 2020. Graeber ist Anthropologe und sucht seit langem die Spuren gesellschaftlicher Praktiken der Freiheitserhaltung in der Folge Marshall Sahlins und Pierre Clastres.

In seinem posthumen Welterfolg *Anfänge. Eine neue Geschichte der Menschheit* (2022), das Graeber

David Graeber (2022): *Einen Westen hat es nie gegeben & Fragmente einer anarchistischen Anthropologie*, mit einem Vorwort von Ayça Çubukçu, Unrast-Verlag: Münster. 204 S., ISBN 978-3-89771-193-8, EUR 16,00.

David Graeber (2023): *Piraten. Auf der Suche nach der wahren Freiheit*, Klett-Cotta: Stuttgart. 256 S., ISBN 978-3-608-98719-5, EUR 24,00.

DOI: [10.18156/eug-2-2024-rez-4](https://doi.org/10.18156/eug-2-2024-rez-4)

zusammen mit dem Archäologen David Wengrow verfasst hat, hatte er eine These formuliert, die für sich genommen im Lichte der gegenwärtigen Debatten um den Rassismus der Aufklärung geradezu grotesk erscheint: Indigene Kritik hätte die europäische Aufklärung inspiriert. Zum Beleg für

(1) Eine von Graeber inspirierte Übersicht über solche Gruppen und Bewegungen findet sich bei Wagner (2022).

seine These verweist er auf die Debatten, die europäische Händler, Priester, Offiziere, Reisende, Trapper und Beamte mit Indigenen unzweifelhaft geführt haben. Graeber fordert dazu auf, die Berichte darüber ernst zu nehmen und die indigenen Menschen nicht mehr als »Sprechpuppen« abzuwerten: Tun wir das, so erkennen wir »nicht nur, dass indigene Amerikaner – mit seltsamen Fremden konfrontiert – schrittweise eine eigene, überraschend stimmige Kritik an europäischen Institutionen entfalteten, sondern auch, dass man in Europa diese Institutionenkritik schließlich durchaus ernst nahm« (Graeber/Wengrow 2022, 45). Wie ernst, könne gar nicht überbewertet werden, es hätte sich jedenfalls um einen »Systemschock« gehandelt (ebd.). Nach Graeber ist über Jesuitenberichte und Berichte Reisender die Kunde nach Europa gelangt, dass Freiheit und Gleichheit in den indigenen Gesellschaften Nordamerikas verwirklicht seien.

Zum Gewährsmann wird Graeber und Wengrow der amerikanische indigene Redner und Diplomat der Wendat, Kondiaronk, der den französischen Offizier Lahontan zu seinem Buch über den Dialog mit Adario (1703) inspiriert haben soll. Graeber und Wengrow gehen sogar so weit zu sagen, dieses Buch enthalte »vier Konversationen zwischen Lahontan und Kondiaronk« (Graeber/Wengrow 2022, 65). Lahontan ließ sich nach seiner Rückkehr nach Europa und seinem Zerwürfnis mit Frankreich zeitweilig in Hannover bei Leibniz nieder. Graeber und Wengrow schreiben Lahontans Schriften eine große Wirkung zu: »Jeder Intellektuelle des 18. Jahrhunderts, der etwas auf sich hielt, hatte sie höchstwahrscheinlich gelesen.« (ebd., 74) Ein Theaterstück machte die Kritik eines »Wilden« zum Gegenstand und war damit sehr erfolgreich. »Noch bemerkenswerter ist, dass sich praktisch jede wichtige Persönlichkeit der französischen Aufklärung im 18. Jahrhundert an einer Kritik à la Lahontan ihrer eigenen Gesellschaft versuchte, nämlich aus Sicht eines imaginären Außenseiters.« (ebd., 75)

Graeber versucht sich hier nicht wirklich als Ideenhistoriker, und doch enthält seine Argumentation neben der geradezu ungeheuerlichen These des direkten Einflusses indigener Kritik auf das Denken der europäischen Aufklärung eine verblüffend plausible Schlussfolgerung: Wenn die indigenen Gesellschaften Nordamerikas in Europa als real existierende egalitäre Gesellschaften angesehen wurden, dann forderte dies einen Widerspruch heraus. Das Gegenargument dazu war das strenge Fortschrittsnarrativ etwa eines Turgot: »In Wirklichkeit, so behauptete er [Turgot], seien Freiheit und Gleichheit von Wilden kein Zeichen ihrer Überlegenheit, sondern ein Ausweis ihrer Unterlegenheit.« (ebd., 76) Damit ist eine wichtige Differenzierung in die Ideen-

geschichte der Aufklärung eingebracht, nämlich die positive Rezeption indigener Positionen und ihre antithetische Ablehnung. Mittels dieser Differenzierung könnte es etwa möglich sein, Widersprüche zu erklären, die sich beispielsweise im Werk des Philosophen Immanuel Kant zur Einschätzung indigener Gesellschaften finden. Graebers Thesen enthalten für die Ideengeschichte vielfältige Herausforderungen, denen er selbst nicht im Detail nachgeht. So wäre es eine größere Arbeit wert, seine Einflussthese zu prüfen und genau zu bestimmen, wo sich solche Einflüsse in Texten wirklich nachweisen lassen – über das »höchstwahrscheinlich« (74, siehe oben) hinaus. Ist dies schon eine Aufgabe mit beträchtlicher Schwierigkeit, weil sich dieser Einfluss nicht in Fußnoten, sondern vermutlich eher in Schriftwechseln finden lässt, so wird es fast unmöglich, die geführten Salongespräche und den Austausch mit Indigenen in Europa zu rekonstruieren.²

Unter dem Eindruck allein des Buches von 2022 wirkt die These seltsam verloren unter all den archäologischen Fakten und anthropologischen Betrachtungen. Sie erschließt sich jedoch sehr klar, wenn man die beiden Veröffentlichungen hinzuzieht, die in unterschiedlichen Verlagen nach Graebers Tod auf Deutsch erschienen sind: Im Unrast-Verlag ist 2022 eine Neuauflage der beiden Aufsätze *Einen Westen hat es nie gegeben* und *Fragmente einer anarchistischen Anthropologie* erschienen, Klett-Cotta hat 2023 das Buch *Piraten. Auf der Suche nach der wahren Freiheit* veröffentlicht.

Das Piraten-Buch bietet einen Abriss über die Geschichte der Piraten in Madagaskar, der sich auf zeitgenössische Berichte stützt, vor allem auf einen unveröffentlichten Bericht, den Graeber lange Zeit unbearbeitet in seinem Besitz hatte und den er hier mit seinen Feldforschungen der Jahre 1989 bis 1991 kombiniert: dem Mayeur-Manuskript, das der orts- und sprachkundige Informant Mayeur für einen Hochstapler verfasste, der damit beweisen wollte, dass er ein erfolgreicher Kolonialist sei.

Im Vorwort des Piraten-Buches benennt Graeber selbst die Stränge, die hier zusammengeführt werden: Er verweist auf das Projekt mit David Wengrow und auf Kondiaronk, der wie andere Persönlichkeiten »irgendwie aus der Geschichte hinausgeschrieben worden« sei (Piraten, 11). Ebenso verweist er auf seinen Essay *There never was a West* und das Ziel einer »Entkolonialisierung der Aufklärung« (Piraten, 10).

(2) Eine Art Rezeptionsgeschichte der Indigenen in der europäischen Philosophie und Sozialtheorie hat jüngst Karl-Heinz Kohl (2024) vorgelegt. Hier freilich sind die Einflüsse in den Werken explizit.

Dieses verfolgt er dann wohl vor allem durch einen erweiterten Aufklärungsbegriff.

Tatsächlich ist es bedeutsam, die Aufklärung mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts anzusetzen, vielleicht sogar mit dem Jahr 1690, dem Jahr, in dem Lahontan mit Kondiaronk im Salon des Gouverneurs von Kanada diskutierte, in dem John Lockes *Treatise* erschien – und drei Jahre bevor sich Piraten auf Madagaskar niederließen (Piraten, 11). Graeber ist hier nicht weniger provokant als in seinem Kondiaronk-Kapitel. In *Piraten* stellt er fest: »Der zahnlose oder mit einem Holzbein daher kommende Bukanier, der mit seiner Flagge der ganzen Welt trotzt, der mit dem Ertrag seines Beuteguts bis zur Besinnungslosigkeit trinkt und schlemmt, aber beim ersten Anzeichen ernsthaften Widerstands flieht und dabei nur unglaubliche Geschichten und Verwirrung hinterlässt, ist vielleicht ebenso sehr so eine Persönlichkeit der Aufklärung wie Voltaire oder Adam Smith, aber er steht zugleich auch für eine zutiefst proletarische Vorstellung von Freiheit, die zwangsläufig gewalttätig und kurzlebig ist.« (Piraten, 21) Dieses Stück ist typisch für Graeber, der nicht sagt, dass auch der trinkende Bukanier ein Aufklärer ist, sondern dies nur vielleicht für möglich hält. Gleichzeitig verändert – oder erweitert – er die Freiheit, um die es geht, die gewalttätig und kurzlebig ist, ganz anders als das, was üblicherweise unter Freiheit verstanden wird. Man kann also sicher gegen Graeber einwenden, dass es sich bei der politischen und der piratischen Freiheit um zwei unterschiedliche Formen von Freiheit handelt. Und doch ergibt sich aus dieser Provokation die interessante Perspektive einer »Freiheit von unten«, die auch als »Aufklärung von unten« oder »Demokratie von unten« oder »Praxis der Freiheit« verstanden werden kann.

Werkgeschichtlich ist das Piratenbuch vor *Anfänge* entstanden, Graeber hat lange und ausführlich zu Madagaskar gearbeitet. Er hat also zuerst die Piraten als proletarische Aufklärung von unten, als Praxis der Freiheit dargestellt, als Weg von Seeleuten, die strengster Disziplin unterworfen waren und gegen diese meuterten und dann gezwungen waren, eine eigene Ordnung zu errichten, um den härtesten Strafen zu entgehen. Und er hat mit Kondiaronk als Hauptfigur die indigene Kritik beschrieben, die aus der Kenntnis europäischer Einrichtungen von außen vorgetragen wird und dann im Inneren Europas begeisterte Aufnahme findet. Es fällt auf, dass es sich bei den Piraten allein um Praxis handelt, bei Kondiaronk aber eher um eine Rezeptionsgeschichte seiner (und ähnlicher) Kritik.

Inspiziert wird das Buch *Piraten* natürlich von den Geschichten über Piraten, über die Piratenrepublik Libertalia, heldenhafte Anführer und

sagenhafte Schätze. Doch Graeber gelingt es, kunstvoll die Berichte des Mayeur-Manuskripts mit dem vorhandenen Wissen über die Piraten Madagaskars zu kombinieren und mit anthropologischen Studien über die Landes- und Völkergeschichte Madagaskars abzugleichen. Und so kommt er zu seiner Position: »Die Republik Libertalia mag vielleicht nicht existiert haben, zumindest nicht im Wortsinn, aber Piratenschiffe, Piratensiedlungen wie Ambonavola und, so würde ich sagen, das Betsimisaraka-Bündnis selbst, das von madagassischen Politikern in enger Zusammenarbeit mit den Piraten ins Leben gerufen wurde, waren in vielerlei Hinsicht bewusste Experimente in Sachen einer radikalen Demokratie. Ich würde sogar so weit gehen, zu behaupten, dass sie tatsächlich einige der ersten Ansätze des politischen Denkens der Aufklärung darstellen. Sie erkundeten Gedanken und Grundsätze, die letztlich von politischen Philosophen entwickelt und von revolutionären Regimen ein Jahrhundert später in die Praxis umgesetzt wurden.« (Piraten, 26)

Natürlich bringt Graeber in keiner Weise einen Nachweis dafür, dass dies im Wortlaut so geschehen ist; es ist klar, dass das Material noch nicht gefunden ist, das diese These eindeutig belegen würde, und darüber hinaus ist vermutlich auch die Methode noch nicht entwickelt, die dies belegen könnte, auch wenn Graeber schon einiges Neues zusammengetragen hat. Graeber zeigt nur auf, dass es vielversprechend sein könnte, diese These zu verfolgen.

Piraten bietet eine recht genau erscheinende Rekonstruktion der Gründung des madegassischen Betsimisaraka-Bündnisses unter Führung von Ratsimilaho, des Sohnes eines Piraten und einer madegassischen Frau. Die Betsimisaraka sollen aus der Verschmelzung mit den Piraten hervorgegangen sein und ihre Nachfahren noch heute als besonders freiheitsliebend gelten. Die Schilderung, wie sich das Bündnis mit aufstiegswilligen Frauen, die die fremden Neuankömmlinge aufnehmen, um ihre eigene Ordnung umzuwälzen, in die Geschichte der immer wieder neuen Aufnahme fremder Einflüsse in Madagaskar einreicht, erscheint plausibel. Ich werde dies nicht weiter beschreiben und nicht weiter einschätzen, es ist insgesamt eine verwirrende Geschichte, in der viele von Graebers Deutungen nur schwer einzuschätzen sind. Stark zugespitzt erscheint letztlich die These, dass es den Piraten darum gegangen sei, »die Satzung eines Piratenschiffes auf festes Land zu übertragen« (Piraten, 141). Zwar galt weiterhin der Grundsatz, jeden offenen Streit zu vermeiden, Anführer für den Krieg zu wählen, Entscheidungen im Konsens zu treffen und Gerichte aus Jurys zu bilden. Doch gerade die Verbindungen zur madegassischen Gesellschaft, die

Graeber schildert, machen die direkte Übertragung auch fraglich, und Graeber beschreibt mit dem Betsimisaraka-Bündnis ja selbst die Entwicklung eines neuen Dritten, dessen weitere Geschichte leider nicht weiter dargestellt wird.

Von einer im Wortsinn nachweisbaren Piraten-Aufklärung bleibt also nicht viel. Doch will Graeber die Piraten in einem weiten Sinne am Projekt der Aufklärung beteiligt sehen; und dies kann vielleicht schon eher überzeugen: »Ich begann dieses Buch mit der These, dass die Welt des 17. und 18. Jahrhunderts von einem sehr viel umfassenderen intellektuellen Aufruhr geprägt wurde, als wir uns gemeinhin vorstellen. Das, was wir als ›Denken der Aufklärung‹ bezeichnen, mag seine volle Blüte in Städten wie Paris, Edinburgh, Königsberg und Philadelphia erlebt haben, aber es war die Schöpfung von Gesprächen, Auseinandersetzungen und gesellschaftlichen Experimenten in aller Welt. Die maritimen Welten des Atlantiks, des Pazifiks und des Indischen Ozeans spielten bei dieser ganzen Entwicklung eine besondere Rolle, weil die lebhaftesten sich an Bord von Schiffen und in Hafenstädten abgespielt haben müssen.« (Piraten, 193) Graeber hat sicher recht, dass Aufklärung mehr als der Prozess des Schreibens einiger bahnbrechender Bücher war und dass es eine Praxis der Aufklärung weit jenseits dieser Bücher gegeben haben muss. Es ist insgesamt dann auch wieder naheliegend, zu fragen, wie sich Gedanken der Aufklärung an der Basis der Gesellschaft finden. Inwiefern dieser Zusammenhang bei den Piraten zu finden ist, dazu hat Graeber einen sicher nicht abschließenden Beitrag geleistet.

Graeber hat also mit den Piraten und der indigenen Kritik zwei Beispiele für die Entstehung von Aufklärung gegeben, die weit über die übliche Betrachtung der Aufklärung hinausgehen. Die theoretische Grundlegung für dieses Unterfangen findet sich in seinem ursprünglich 2007 erschienen Essay *Einen Westen hat es nie gegeben*. Auch hier steckt schon im Titel die Provokation. Gerade im Zusammenhang mit den neueren Werken aber ist die Neuherausgabe sinnvoll und aufschlussreich.

Die Hauptthese dieses Essays erklärt, warum Graeber sich die oben diskutierten Beispiele anschaut: Statt eines Westens habe es Verschmelzungen gegeben, Übernahmen von Ideen, gemeinsame Experimente und Austausch. Ein nordatlantisches System habe einen eigenen Kosmopolitismus hervorgebracht, »mit einer Verschmelzung afrikanischer, indigen-nordamerikanischer und europäischer Traditionen, die noch nicht zu Ende ist. Ein großer Teil des zur See fahrenden Proletariats wird jetzt erst allmählich konstruiert« (Westen, 145). Es folgt

der Verweis auf Piraten und experimentelle Gemeinschaften. In diesen Gemeinschaften ging es meist auch um Demokratie, verstanden als egalitäres Verfahren der Entscheidungsfindung, das nicht in Athen, also im Westen, begann, sondern dort nur einen bestimmten Ausdruck gefunden habe.

Konsens ohne Abstimmung muss gefunden werden, wenn die Zwangsmittel fehlen, um die Befolgung der Mehrheitsmeinung zu erzwingen (Westen, 148). Aus diesem einfachen Satz folgt die Unterscheidung egalitärer Gesellschaften, meist ohne Staat, und staatlicher Gesellschaften mit Zwang und eingeschränkter, zum Beispiel repräsentativer Demokratie. Dies erklärt, warum Graeber Demokratie als krawallig und mit dem Mob verbunden betrachtet (Westen, 150). Hier erweist sich Graeber als hellstichtiger Ideenhistoriker, der auf wenigen Seiten die Geschichte des Begriffs der Demokratie mit ihrer Realgeschichte als repräsentative Einschränkung erläutert und dann zu dem erneut provokativen Schluss kommt, dass die Demokratie »nicht der literarisch-philosophischen Tradition des Westens« entsprang. Das Projekt der Demokratie »wurde ihr eher aufgezwungen« (Westen, 156). Graeber bezieht sich hier auf die 1830er- bis 1850er-Jahre, und damit hat er einen Punkt, wie man an den Schriften Tocquevilles, den er nicht bespricht, studieren kann.

Bereits 2007 hatte Graeber die demokratische Organisation von Piratenschiffen mit der Ordnung von *Native Americans* verglichen (vgl. Westen, 168). Piratenschiffe waren ebenso wie Grenzergesellschaften der »perfekte interkulturelle Raum zum Experimentieren« (Westen, 169). Diese Räume waren »zu einem großen Teil außerhalb staatlichen Geltungsbereichs« (Westen, 170). Dadurch entstanden dort Freiräume sowie durch die Begegnung die Notwendigkeit, neue Formen zu entwickeln. In diesem Zusammenhang formuliert Graeber die These, die er in den späteren Schriften mehr oder weniger eng weiterverfolgt: »Demokratische Erneuerung und, wie man es nennen könnte, demokratische Werte treten zunächst vorwiegend in den (von mir) so genannten Zonen kultureller Improvisation auf, die sich gewöhnlich ebenfalls außerhalb staatlicher Kontrolle befinden und wo Menschen unterschiedlicher Art mit verschiedenen Traditionen und Erfahrungen herausfinden müssen, wie sie miteinander auskommen können. Ob auf Madagaskar oder im mittelalterlichen Island, auf Piratenschiffen, in Handelsgemeinschaften rund um den Indischen Ozean, Konföderationen der *Native Americans* am Rand der europäischen Expansion, es handelt sich bei allen Beispielen hier um Grenzergemeinschaften.« (Westen, 174)

Graeber fordert Vertreter*innen der Aufklärung ebenso wie Kritiker*innen also dazu auf, von der Vorstellung Abschied zu nehmen, dass Demokratie eine Erfindung des Westens sei, die dann exportiert wurde. Vielmehr ist sie in den Zonen der interkulturellen Begegnung, der Verschmelzung entstanden. Dies wird sicher nicht jede*n überzeugen, dazu finden sich bei Graeber zu viele herausfordernde Provokationen, Begriffsdeutungen und Vorannahmen. Doch lohnt es, sich mit den grundlegenden Annahmen auseinanderzusetzen, ohne sich dabei von den Provokationen abschrecken oder von Begriffsdeutungen verwirren zu lassen. Es gibt viel zu entdecken. Und die Aufklärung ist immer ein Thema, das es neu zu überdenken gilt.

⇒ Literaturverzeichnis

Graeber David/Wengrow, David (2022): Anfänge. Eine neue Geschichte der Menschheit, Stuttgart: Klett-Cotta.

Kohl, Karl-Heinz (2024): Neun Stämme. Das Erbe der Indigenen und die Wurzeln der Moderne, München: C.H.Beck.

Wagner, Thomas (2022): Fahnenflucht in die Freiheit. Wie der Staat sich seine Feinde schuf – Skizzen zur Globalgeschichte der Demokratie, Berlin: Matthes & Seitz.

Oliver Eberl, *1973, Prof. Dr. phil., Fachgebiet Politische Theorie und Ideengeschichte, Institut für Politikwissenschaft, Philipps-Universität Marburg (oliver.eberl@uni-marburg.de).

Zitationsvorschlag:

Eberl, Oliver (2024): Rezension: Der Piraten-Professor im Land der Aufklärung. Zu David Graebers Piraten und Einen Westen hat es nie gegeben (Ethik und Gesellschaft 2/2024: Zwischen privat und öffentlich: Hybride Räume im Umbruch der Corona-Pandemie). Download unter: <https://dx.doi.org/10.18156/eug-2-2024-rez-4> (Zugriff am [Datum]).



ethikundgesellschaft
ökumenische zeitschrift für sozialethik

2/2024: Zwischen privat und öffentlich: Hybride Räume im Umbruch der Corona-Pandemie

Florian Höhne, Sarah Jäger, Frederike van Oorschot
 Einleitung: »Zwischen privat und öffentlich: Hybride Räume im Umbruch der Corona-Pandemie«

Hubert Knoblauch
 Die räumliche Re(kon-)figuration der Religion

Andreas Telser
 Digitalität – Privatheit – Ästhetik

Benigna Wäßler
 Who cares privacy? Erschütterte Privatheit

David Plüss
 Transformationen liturgischer Räume und Rollen. Der cultus publicus zwischen Kirchenraum und digitaler Kirche im Wohnzimmer

Johanna Di Blasi
 »Less noise, more conversation«: Das RefLab als Modell für öffentliches Christentum in Social Media

Henrike Katzer
 Umkämpftes Zuhause – Fürsorge und Autonomie in krisenhaften Zeiten

Damian Ostermann
 Applaus unseren schutzlosen Held:innen!
 Eine kritische Praxisreflexion zur Wahrnehmung, Anerkennung und Ausstattung professioneller Pflege während der Coronapandemie

Dierk Starnitzke
 Rekonfigurationen von Räumen und Rollen am Beispiel einer diakonischen Stiftung

Christine Schliesser
 Orientierung und Irritation – Herausforderungen für eine kritische Öffentliche Theologie am Beispiel der GEKE Stellungnahme zum Ukrainekrieg